

sehnliche Zahl von ungefähr $15\frac{1}{2}$ Millionen Stimmen (gegen 8,3 Millionen im Jahre 1924) auf sich vereinigt und damit eine höhere Stimmenzahl erreicht als irgend ein demokratischer Bewerber vor ihm. Es ist also keineswegs so, wie es die „Frankfurter Zeitung“ (Nr. 836 vom 7. November 1928) voreilig schrieb, daß „Smith seinen Platz als Totengräber seiner Partei in der innerpolitischen Geschichte der Vereinigten Staaten finden wird“. Wenn die Zahl der abgegebenen Wahlstimmen in dem Verhältnis der Elektoren (444 : 87) nicht in die Erscheinung tritt, so erklärt sich das aus der Eigenart des merkwürdig undemokratischen Wahlsystems, das innerhalb der einzelnen Staaten die Minderheiten völlig unberücksichtigt läßt und der einfachen Majorität sämtliche Elektoren zuweist. Es haben also doch viele Millionen Wähler, auch unter den Protestanten, der konfessionellen Hege widerstanden. Dabei ist wohl zu beachten, daß gewiß auch viele Wähler Hoovers die Ausschreitungen des konfessionellen Fanatismus bedauert und verurteilt haben. Es wäre also unrecht, gegen die Mehrheit des amerikanischen Volkes den Vorwurf der religiösen Intoleranz zu erheben. Es ist ja auch sehr leicht möglich oder wahrscheinlich, daß die Presse eifriger über die Ausbrüche des konfessionellen Hasses als über die Mahnungen zur Vernunft berichtet hat.

Ein bemerkenswerter Fortschritt ist auch darin zu sehen, daß im Wahlkampf der Furor protestantischer Kreise mit seiner Enge, Borniertheit und Unduldsamkeit klar hervorgetreten ist. Unduldsamkeit liebt die Verstecke; sie kann nur überwunden werden, wenn sie ans helle Tageslicht gezogen wird. Eiterbeulen müssen sich nach außen öffnen, sonst frißt ihr Gift immer tiefer nach innen. Wird aber die Unduldsamkeit gezwungen, sich zu demaskieren, so ist sie damit zugleich an den Pranger gestellt. Schon das Erstaunen weiter, auch nichtkatholischer Kreise über das Maß konfessioneller Vorurteile und Gehässigkeiten muß ernüchternd wirken, zumal da der Amerikaner sich gerne schmeichelt, daß sein Land ein Hort religiöser Duldsamkeit sei. Auch wird man sich

auf die Dauer nicht verhehlen können, daß hysterische Angst vor einem katholischen Präsidenten eines großen Volkes unwürdig ist. So wird der Nachgeschmack der konfessionellen Hege für ihre Urheber schwerlich angenehm sein.

Immer wieder wird von protestantischer Seite über die Herrschsucht und Unduldsamkeit Roms und der Katholiken geklagt, immer wieder wird ihnen der Vorwurf gemacht, Religion und Politik miteinander zu verquicken. In der Tat sind es gerade Protestanten, die sich solcher Unduldsamkeit und Verquickung schuldig machen. Über ein Jahrhundert haben die amerikanischen Katholiken protestantischen Präsidenten ihre Stimme gegeben. In Frankreich, das kaum zwei Millionen Protestanten zählt, kann ein Protestant die Präsidentenwürde bekleiden, ohne daß es den Katholiken in den Sinn kommt, ihn wegen seiner Religion anzugreifen oder zu verdächtigen. Aber der bloße Gedanke, daß ein Katholik Präsident der Vereinigten Staaten werden könnte, genügt, um bei vielen Millionen Protestanten auch den letzten Funken von Gerechtigkeitsgefühl zu ersticken.

Die katholische Kirche hat kein vitales Interesse daran, ob ein Katholik oder Protestant in Amerika oder in Deutschland, wo wir ähnliche Verhältnisse haben, den Präsidentenstuhl innehat. Aber sie muß Wert darauf legen, daß die Katholiken nicht als Bürger zweiter Klasse behandelt und wegen ihrer Religion benachteiligt werden. Darum setzen sich die Katholiken mit Recht gegen die antikatholischen Vorurteile zur Wehr, und man sollte meinen, daß sie in diesem Kampfe auch bei Protestanten — Fanatiker natürlich ausgenommen — auf Verständnis und Unterstützung hoffen dürfen.

Max Prißilla S. J.

Wandel der Lessingverehrung

In den Xenien steht bekanntlich das Distichon Schillers:

Vormals im Leben ehrten wir dich wie einen
der Götter;
Nun du tot bist, so herrscht über die Geister
dein Geist.

Noch heute klingt dieser Ton unbeschränkter Huldigung vor Lessing durch Schulbücher und volkstümliche Literaturgeschichten. Alfred Biese sagt z. B. im ersten Bande seiner „Deutschen Literaturgeschichte“, „ein klarerer Denker, ein unbestechlicherer Kritiker, ein ehrlicherer Mensch, ein Dichter von größerer Vaterlandsliebe“ habe „in Deutschland kaum je gelebt“. Von seinen Dramen sei „jedes zunächst nur dazu bestimmt“ gewesen, die Richtigkeit dramatischer Theorien zu erproben, und trotzdem seien sie alle zu „dramatischen Meisterwerken“ geworden.

Die zweite Jahrhundertfeier der Geburt Lessings würde seinem gepriesenen Wahrheitsstreben wie unserem neu erwachten Verlangen nach Sachlichkeit und Echtheit wenig entsprechen, wenn vor die breite Öffentlichkeit sein Bild nicht so gestellt würde, wie es die ernste Wissenschaft in langer Forschung herausgearbeitet hat.

Wozu Lessings oft angeführtes Wort aus dem Schlußstücke der „Hamburgischen Dramaturgie“, er sei „weder Dichter noch Schauspieler“, er fühle „die lebendige Quelle“ nicht in sich, immer wieder zerdeuteln? Die sehr klaren Grenzen seiner dichterischen Begabung hat Franz Muncker, also einer unser besten Lessing-Kenner, durch den einen Satz in Goedekes Grundriß umschrieben: „In allen seinen Werken, von ‚Nathan‘ bis zu den grammatischen Silbenstechereien, ergreift der allen gemeinsame charakteristische Zug lebendiger Beweglichkeit des Geistes, selten schöpferische Einbildungskraft, seltener noch Tiefe der Seele.“ Mit welcher Mühe Lessings großer Kunstverstand alles Dichterische, wie die „Hamburgische Dramaturgie“ eingestekt, „durch Druckwerk und Röhren“ aus sich „herauspressen“ mußte, ist ja zu Beginn der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts überraschend durch die Quellsammlung „Lessings Plagiate“ offenbar geworden, die der dem Zrfsinn verfallene Hamburger Dr. med. et phil. Paul Albrecht leider nicht vollenden konnte. Trotz der bedauerlichen Übertreibungen dieses Buches hat derselbe Erich Schmidt, auf dessen Werk sich sonst die Lessing-Berehrer so gern

berufen, im zweiten Bande der „Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte“ gemahnt, die Forschung möge „weder lachen noch zürnen“, sondern „zu lernen suchen“. Erich Schmidt gibt zu, daß durch eine erdrückende Zahl von Parallelen Lessing der Entlehnung in den verschiedensten Graden sachlicher und wörtlicher Aneignung überführt ist.

Von Lessings wohl am meisten charakteristischer Dichtung, von „Nathan dem Weisen“, wagte Vorberger vor einigen Jahrzehnten im letzten Bande seiner großen Lessing-Ausgabe zu behaupten, nach Inhalt und Form stehe dieses Drama so hoch, daß sich „eine höhere Stufe“, die der Dichter und Philosoph „noch hätte erklimmen können, nicht denken“ lasse. Heute zerrinnt unter eindringender religionsgeschichtlicher und religionsphilosophischer Untersuchung der Inhalt dieser langweiligen Verse wie loser Sand, das entscheidungshungrige Drängen der Gegenwart stürmt über die Halbheit der Gedanken hinweg, und die handgreiflichen Mängel der Form sind so oft gerügt worden, daß in Arnolds neuer Geschichte des deutschen Dramas Albert Ludwig es geraten findet, davon abzusehen, „ob diese Vorgänge nun gerade starke dramatische Wirkungen auslösten“.

Was dem Dichter Lessing fehlte, ist ja größtenteils dem Kritiker zugut gekommen. Aber auch in der Kritik waren schwaches Gefühl für dichterische Werte und Unfähigkeit geschichtlicher Auffassung nicht völlig durch Scharfblick und frisch zupackende Darstellungskraft zu ersetzen. Lessings früherer Gegner Herder mußte gegenüber der nach Münckers Ausdruck „allzu sehr bestechenden Kritik“ einstweilen den kürzeren ziehen, steht aber mit seinem reicheren Fühlen und seinem offenen Sinn für nationale und persönliche Eigenart unsern jungen Klassikern und Romantikern und auch unserer heutigen Jugend unvergleichlich näher.

Gerade die populärsten Ruhmestitel des Kritikers Lessing haben der Nachprüfung am wenigsten standgehalten. Er gilt als Feind alles Autoritätsglaubens — und bekennet am Ende der „Hamburgischen Dramaturgie“, er halte die „Poetik“ des Aristot-

teles „für ein ebenso unfehlbares Werk“ wie „die ‚Elemente‘ des Euklides“. Wohl entfällt ihm gelegentlich das Wort, er könne mit der Autorität des Aristoteles fertig werden, sobald es ihm gelinge, mit den Gründen des Aristoteles fertig zu werden. Aber nirgendwo tritt er in eine Prüfung dieser Gründe ein. Derselbe Mann, dem in der „Erziehung des Menschengeschlechts“ die Entwicklung der Religion naturgemäß scheint, kommt nicht auf den Gedanken, daß die Lehre vom Drama sich in den zwei Jahrtausenden seit Aristoteles ebenfalls wesentlich geändert haben könnte. Nur ein Kämpfer, den der Kampf mehr freute als der Sieg, konnte Shakespeare zum Aristoteliker stempeln, um durch diesen Kunstgriff ohne Preisgabe der Griechen die Franzosen in die Enge zu treiben. Heute bekennt selbst ein so überbegeisterter Lobredner Lessings wie Max Koch in seiner „Geschichte der deutschen Literatur“: „Gerecht gegen die französische Tragödie als ein Erzeugnis des französischen Volksgeistes und der ganzen französischen Geschichte war Lessing dabei nicht und konnte es nicht sein.“ Er konnte es hauptsächlich deshalb nicht sein, weil ihm die in solchen Geisteskämpfen unentbehrliche wissenschaftliche Besonnenheit fehlte, was wohl nicht der letzte Grund dafür ist, daß Wilhelm Scherer ihn in seiner „Geschichte der deutschen Literatur“ mit Ulrich v. Hutten verglich. Von den vielen, die seit den Schuljahren tausendmal gehört haben, die drei Einheiten der französischen Dramatik seien durch Lessing als ein verhängnisvoller Irrtum erwiesen worden, bedenken nur wenige, daß Lessing diese verhaßten Gesetze in seinen eigenen Dramen fast restlos befolgt hat — wie sie übrigens auch in zahlreichen deutschen Dramen der neuesten Zeit befolgt werden. Und je weiter die wissenschaftliche Theatergeschichte fortschreitet, um so stärker wird die schon jahrzehntelang von Fachleuten ausgesprochene Überzeugung von dem schweren Unrecht, das Lessing getan hat, als er seinen Vorgänger Gottsched, der mit diktatorischer Gewalt der rohen Geschmacklosigkeit des damaligen deutschen Bühnenwesens das Streben nach künstlerischer Form aufgezwungen

hatte, buchstäblich jedes Verdienst um das deutsche Theater absprach.

Doch weder die dichterische noch die literarkritische Wirksamkeit Lessings kann der Hauptgrund von Ehrungen sein, die weit über literarisch interessierte Kreise hinausgreifen. Noch immer erblicken sehr viele in Lessing den klaren Denker von unerschrockener Wahrheitsliebe, der gegen den wahrheitswidrigen Zwang des Kirchentums und gegen unwürdiges Knien vor Autoritäten die deutsche Aufklärung und die freie deutsche Persönlichkeit zum Siege geführt habe, wie das Rückert in den zwei nicht eben glänzenden Versen ausgesprochen hat:

Drum solang in uns Gefühl der Ehre, Mut
der Freiheit wacht,
Als Befreiers, Ehrenwächters, sei, o Lessing,
dein gedacht!

Nun hat Lessing ja die logische Lücke in der Grundlage des Protestantismus gut gesehen. Er hat verstandesmäßig aus Luthers Leugnung der kirchlichen Autorität das Recht abgeleitet, die Autorität der Bibel solange zu bezweifeln, bis sie bewiesen sei. Während der Fehde mit Pastor Goeze erkannte er brieflich an, daß nicht in der protestantischen, sondern in der katholischen Auffassung die methodische Möglichkeit gegeben sei, diesen Beweis zu führen. Aber es ist doch nicht so einfach, wie Erich Schmidt es in der Einleitung zu seiner Ausgabe von Goezes Streitschriften darstellt, als ob Lessing diesen Kämpfer der Orthodoxie endgültig zu Boden gestreckt hätte. „Es tut nicht gut“, sagt gerade hier sehr zutreffend Nadler im zweiten Bande seiner „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften“, „den Verlauf eines Feldzugs immer nur vom selben Lager zu verfolgen.“ Goeze war als Theologe seinem federgewandten Gegner weit überlegen und auch als Dialektiker scharfsinnig und schlagfertig genug, die verwundbarsten Stellen Lessings so hartnäckig anzugreifen, daß Nadler urteilt, das Regierungsverbot, infolge dessen Lessing den Druck religiöser Streitschriften einstellen mußte, sei „sicher nicht für Goeze, sondern

für Lessing ein Rückzug über goldene Brücken" gewesen.

Schlimmeres als diese sachliche Niederlage ergibt sich aus der in der Berliner Sammlung „Palaestra“ erschienenen Schrift „Die Religion Lessings“ von Gottfried Gittbogen. Darnach bleibt von der angeblichen Wahrheitsliebe und Uner-schrockenheit Lessings nicht viel übrig. Gittbogen verschweigt nicht, daß Lessing, wenn er nicht brotlos werden wollte, seine wirkliche Meinung verschleiern mußte, stellt aber zugleich eine solche Menge unauf-richtiger Winkelzüge fest, daß sich Lessings Charakterbild nach dieser Seite hin sehr verdunkelt. Die Streitschriften gegen Goethe, die immer wieder als Lessings männlichste und literarisch vollkommenste Tat gerühmt worden sind, meint Gittbogen auf Grund seiner sorgfältigen Untersuchung höchstens als „große Verirrung eines großen Man-nes“ bezeichnen zu können.

Ein gewaltiger Wandel der Lessingver-ehrung ist also unbestreitbar und bei einer so wenig ausgeglichenen Persönlichkeit schließlich nicht auffallend. Wenn aber je-mand deshalb über den Menschen Lessing urteilen wollte, dürfte er nicht vergessen, wie schwer dieses kurze Leben durch seeli-sche Stürme, durch Brotsorgen und Fa-milienschicksale erschüttert worden ist. Das Werk Lessings bleibt auch nach Abzug aller Irrführung und aller Überschätzung ein unvergänglicher Markstein am Wege der literarischen Kultur, die heute unser zu we-nig gepflegter Besitz ist, und der Lessings Gedenkfeier wachsamere Heger und muti-gere Verteidiger gegen niederziehende Ge-walten ungeistiger Schläffheit erwecken soll.

Jakob Overmans S. J.

Die Technik als Erzieherin

Wie die Großstadt mit ihrem Verkehr und Gewirre erzieht zu Kaltblütigkeit und Vorsicht, zu schnellem Entschluß und ruhiger Überlegung und selbstverständlicher Rück-sicht, das gehört bereits zu den Gemein-plätzen der Straßenpädagogik. Erziehe-risch im wahren Sinne ist indes erst das bewußte Lauschen auf diese Lehrmeisterin.

Wie wenige Eltern wissen aber um diese dankbare Aufgabe.

Feinere Erziehungsgrößen ergeben sich aus der Beobachtung, auf die man freilich das Kind stoßen muß: wie die Leute hastig und geräuschvoll oder still und ruhig die Elektrische besteigen oder verlassen; welche Rücksicht sie im Stehen und Sitzen bekun-den; in welchem Ton sie ihre Fahrkarte fordern. Nicht während der Fahrt soll man diesen Spürsinn des Kindes anstacheln. Das würde Rüpel erziehen. Zu Hause, auf dem Wege bereitet man diese Ausschau vor. Man lehrt damit zugleich unauffällig beobachten. Denn nur zu viele Menschen beobachten dreist und frech. Ich erinnere, wie mich, den Jungen, ein nachdenklicher Begleiter durch die Straßen von Paris auf den geschäftigen Ernst aufmerksam gemacht hat, der sich auf den Gesichtern der meisten Vorübergehenden spiegelte. Diese kluge Bemerkung habe ich nie vergessen.

Abendspaziergänge durch die erleuch-teten Straßen der Großstadt sind ungemein erzieherisch, wenn man sie sorgfältig zu Hause einleitet und auf dem Wege durch-spricht. Nur darf dieser Stegreifunterricht nicht zum Vortrag ausarten. Die aufflak-kernden und erlöschenden Reklamen, die vorüberziehenden Lichtbänder, die feststigen-den Beleuchtungen deute man aus den ein-wohnenden psychologischen Gesetzen; wie sich dem einen das Bleibende tiefer ein-prägt, wie einen andern das langsame Lesen beleuchteter und bewegter Streifen zur Aufmerksamkeit zwingt, wie der Wechsel von Licht und Dunkel bei einem Dritten den Eindruck verstärkt. Eltern können da auch lehrreiche Charakterstudien über ihre Kinder machen.

Geschmackbildend und geschmackverbil-dend sind die bunten Anzeigegilder, Kun-denfänger und Werbanpreisungen; immer bildend, wenn man das Häßliche brand-markt und die plumpe Anlockung entlarvt.

Die Straße erzieht auch trefflich zum Be-nehmen, wenn man ihre Sprache versteht. Begegnen und Ausweichen, liederliches Hasten und vornehmer Gang, gieriger Blick und lautes Wesen neben gemäßigter Zu-rückhaltung und gedämpfter Rede; und